



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein Damenpensionat im Staat Mississippi : 2. Wie Schule gehalten wurde.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ein Damenpensionat im Staat Mississippi.

2. Wie Schule gehalten wurde.

So schleicht sich der erste October immer näher herbei. Jeder Augenblick droht Ladies zu bringen. Und endlich kommen sie wirklich. Zwei prächtige Kutschen rasseln heran. Das Herz klopft mir vor bänger Erwartung. Sie steigen aus, große, stattliche Mädchen im feinsten Anzug. „Das also sind Ladies! — Wie wird das werden?“ Mich überlief ein kalter Schauer. Zum Glück konnte ich mich meinen trüben Gedanken nicht lange überlassen; denn Thalberg erschien, um mir mitzutheilen, daß die Saison mit einem Concert eröffnet werden müsse.

„Was geht das mich an?“ frage ich ärgerlich.

„Sie müssen Piano spielen.“

„Ich? — Das werde ich wohl bleiben lassen.“

„Oliva und ich spielen Geige, und Sie müssen Piano dazu spielen. Es geht durchaus nicht anders. Poindexter besteht darauf.“

All mein Sträuben, meine heiligsten Beteuerungen, daß ich unbedingt umwerfen werde, halfen nichts. Er führte mich in sein Schulstübchen, einen kleinen, schmalen bretternen Käfig. Hier stand ein Piano; auch; Oliva harrete bereits mit seiner schrecklichen Geige. Die Probe begann. Mir ahnte nichts Gutes; denn der Italiener war immer um fünf und mehr Tacte voraus und hielt überdies sein Instrument ganz dicht an mein rechtes Ohr. Sein Spiel war ein herzerreißendes Kreischen, dem mein Nervensystem auf die Dauer nicht gewachsen war. Ich sprang auf und lief davon, Thalberg hinter mir her. Ich rief ihm zu, daß mich kein Gott dazu bringen werde, mich dieser Marter noch einmal auszusetzen. Nach langen Verhandlungen ließ ich mich jedoch wieder willig finden, nachdem Oliva feierlich versprochen, seine Geige drei Ellen von meinen Ohren fern zu halten.

Am festgesetzten Abende verfügten wir drei Concertgeber uns in den großen Lesesaal, der mit den Schülerinnen und mit der Auslese der maconer Gesellschaft gefüllt war. Mit welchen Gefühlen ich mich an den Flügel setzte, will ich nicht zu schildern suchen. Ich weiß nur, daß mir die Sinne schwinden wollten; denn Oliva war schon zu Anfang um fünf bis zehn Tacte voraus und kam mit seinem Fiedelbogen meinem Ohr fortwährend bedenklich näher. Ich machte heldenmäßige Anstrengungen, um mich diesem schauerhaften Tongewir gegenüber zu behaupten. Da streicht der vertrackte Italiener seine Geige mit entsetzlichem Nachdruck ganz nahe an meinem Ohr und arbeitet unverdrossen bereits im nächsten Theile, und — ich bleibe stecken.

„Nur nicht stocken! Nur nicht stocken!“ raunt mir Thalberg zu. „Immer weiter! Recht forte getreten! Das Volk hier versteht nichts von der Sache!“

Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Wir begannen von neuem; ich trat mit aller Macht forte, übertäubte durch mein rasendes Trommeln auf dem Instrumente die beiden Geigen — und das Publicum schien ganz außerordentlich erbaut davon zu sein.

Am folgenden Tage begann die Schule. Noch ehe die Glocke geläutet wurde, kamen mehre Mädchen zu Pferde herangesprengt. Bisweilen saßen deren zwei auf einem Gaul. Es waren sogenannte Tages Schülerinnen, die nicht im Institute wohnten, sondern nur die Stunden besuchten. Ich hatte noch nichts zu thun und beschloß, den Lectionen beizuwohnen. Sonderbares Schullehnen! Auf einem Podium, das an der südlichen, schmalen Seite der Schulstube hinlief, stand der Principal im unglaublichsten Negligé. Er trug niedergetretene Hausschuhe. Sein stellenweis zerrissner Rock war an den Ärmelrändern aufgetroddelt, sein Haar nicht gekämmt, sondern mit den Fingern wirt emporgestrichen. Aus seinem Munde ragte eine schmutzige Rohrpeife; außerdem führte er noch den landesüblichen Knäuel Kautabak im Munde und warf bald Rauchwolken, bald Tabaksjauche aus. Und in dieser Verfassung hielt er — sehr eigenthümlich, aber wahr — einen Vortrag über äußern Anstand und veranschaulichte denselben durch entsprechende Körperbewegungen, die oft lautes Gelächter unter den Schülern hervorriefen. Mit diesem Aufzuge verglich ich eine Stelle aus dem „Alabama Planter“ vom 17. Juli 1858, worin Herr Poindexter als ein vollendeter Gentleman vom feinsten Schlift geschildert wurde.

Aber unser Principal, der mit seiner gewaltigen Stimme den ganzen Schulraum erfüllte, war nicht die einzige thätige Lehrkraft in demselben. In einem Winkel stand eine Lehrerin vor einem kleinen Kreis von Schülern, denen sie Geschichte vortrug. In einem andern Winkel befand sich Oliva und lehrte vier Zöglingen die italienische Sprache. In der Nähe des Principales gab der Franzose Unterricht im Französischen. Dieses gleichzeitige Zusammenwirken von vier Lehrkräften, die oft gleichzeitigen Antworten von vier Classen in vier verschiedenen Unterrichtszweigen, die Klänge eines Pianos, das unmittelbar neben der Schulstube von einem Zögling gespielt wurde, alles das schien mir der Aufmerksamkeit der Schüler außerordentlich zuträglich zu sein.

Als ungefähr acht Tage verstrichen waren, erhielt auch ich Beschäftigung, und zwar als Musiklehrer. Ich ging in den sogenannten Parlour, ein geräumiges Zimmer, in welchem ein Piano stand, auf dem ich Unterricht geben sollte. Aber was erblickten meine Augen? — Hatte mich schon der Zustand des großen Lesesaales bestreundet, in welchem die Bücher der Schulbibliothek mit den Büchern der Schüler wüst durcheinandergeworfen waren, während dieser Staub auf Tischen und Stühlen lag, so herrschte doch hier gegen den Parlour noch verhältnißmäßige Ordnung und Sauberkeit. Denn der letztere hätte nur dann, wenn

er den Schülern als Mittel der Abschreckung von Viederlichkeit hätte dienen sollen, nichts zu wünschen übriggelassen. Hier stand ein altes Gestell, das früher als Bett gedient hatte, dort ein zerbrochener Kinderwagen. Tisch und Fußboden waren mit Büchern und Notizen in wildem Durcheinander überfäet. Ein umgeworfenes Tintenfaß hatte seinen Inhalt über Bücher, Notizen und Landkarten ergossen. Mehre Bücher und Notizen waren zerrissen, zum Theil wahrscheinlich von Hunden zerzaust. Ein Leuchter war vom Tische gefallen, und sein abgebrochener Lichtstummel lag unter den Büchern. Ein mit Butter bestrichenes Biscuit war angebissen und dann unter die Bücher geworfen worden. Eine Wickschachtel lag ebenfalls auf dem Boden, während die Wicksbürste auf dem Piano lag. An zerbrochenen Fensterscheiben fehlte es natürlich auch nicht, und Schmutz deckte die Dielen, dicker Staub das Piano.

Ich war noch in Betrachtung dieses Chaos versunken, als meine Lady erschien. Sie war ein großes Mädchen von neunzehn Jahren und spielte angeblich sehr gut Piano, schien mir aber sehr überspannt zu sein. Sie öffnete nach ihrem Eintritt ein Büchschchen, das eine schnupftabakähnliche Masse enthielt, tupfte mit einem Stuppinselschen hinein, strich sich die Masse auf die Zähne und fing an zu kauen. Als sie mit dieser Operation fertig war, fragte ich sie, was sie gespielt habe, um mich über den Grad ihrer Leistungen zu vergewissern. Sie suchte ein Musikstück heraus, legte es auf den Notenhalter und sagte: „Professor, spielen Sie mir das 'mal vor.“ Ich sah mir das Ding an und erschrak nicht wenig, als ich darin die schwerste Bearbeitung des Karnevals von Venedig — ich weiß nicht mehr, von wem sie war — erblickte. Nicht zwei Tacte davon hätte ich spielen können. Am ganzen Leibe zitternd, starrte ich das Stück an und blätterte mechanisch darin herum. „Vorwärts, Professor!“ sagte sie endlich.

„Meine Lady,“ antwortete ich radebrechend, indem ich aus meiner Betäubung aufsuhr, „ich bin nicht zum Vortragen, nur zum Lehren da. Spielen Sie das Stück gefälligst selbst.“

Dazu hatte sie aber keine Neigung. Sie nahm vielmehr ein beliebiges andres Stück vor. Ich fand, daß sie ziemlich schwere Sachen spielte, aber wahrhaft abscheulich vortrug. Ueberdies pflegte sie jeden Theil, der ihr nicht zusagte, mit den Worten: „Das ist ekelig!“ zu überschlagen. Ich hätte mich auf den Kopf stellen können, sie hätte keinen Theil gespielt, der ihr nicht gefiel. So mußte ich sie freilich gehen lassen. Die Folge war, daß man, als sie in der nächsten Soiree ein Stück vortrug, mir allgemein sagte, es sei zum Davonlaufen gewesen, eine Bemerkung, die ich ohnedies schon für mich selbst gemacht hatte.

Ein Stein fiel mir vom Herzen, als die erste Lection mit diesem Fräulein überstanden war. Die Lectionen dauerten zum Glück bloß eine halbe Stunde.

Raum hatte ich etwas freier zu athmen angefangen, so erschien eine andre Schülerin. Sie war etwa vierzehn Jahre alt und hatte noch nicht viel gespielt. Mit ihr wollte ich also ganz gründlich deutsch verfahren und legte ihr Tonleitern vor. Sie schnitt mir ein bitterböses Gesicht und sagte: „Ghe ich Tonleitern spiele, gebe ich die Stunden lieber ganz auf.“ Ich mußte ihr natürlich willfahren und sie Stückchen, die ihr gefielen, spielen lassen.

Nach ihr trat eine andere Schülerin ein. Sie war groß und von Ansehn hübsch, nur stieß ihr bisweilen an den Mundwinkeln eine zähe, gelbliche Flüssigkeit herab. Sie kaute nämlich, wie ich fand, ein wohlriechendes Harz. Uebrigens kannte sie die Noten noch nicht, wollte aber gleich mit Yankee Doodle anfangen. Obwohl ich mich nach Kräften gegen dieses Ansinnen sträubte, mußte ich ihr doch den Willen thun; denn sie wollte das Stück ihren Eltern vortragen. Das war um so zweifelhafter, als sie nur einen Termin von drei Monaten im Institute bleiben wollte und überdies die Stunden sehr häufig „schwänzte“.

„Meinetwegen!“ erwiderte der Principal, als ich mich darüber beschwerte. „Wollen Sie's nicht leiden, auch gut. Dann aber sehen Sie zu, wo Sie Ihre Schülerinnen austreiben.“

Sie lernte daher trotz meiner eifrigsten Bemühungen gar nichts und vermochte am Ende des Termines das Stück ebensowenig zu spielen, als am Anfang, was ihr selbst über die Begriffe zu gehen schien.

Mit diesen drei Lectionen war meine Arbeit für den ersten Tag zu Ende; denn für Zeichnen und Malerei wollten sich keine Schüler finden. Ich verfügte mich daher in meine Höhle. Als ich ein paar Tage später desgleichen that, höre ich, kaum dort angelangt, einen wüsten Lärm. Bald darauf stürmt mit wildem Geschrei eine Schaar von elf Ladies die Treppe herauf. Das Kreischen der Geige des Italieners ließ auch nicht lange auf sich warten, und ich merkte, daß er seine Singestunden eröffnete. Er schien mir ein ganz eigenthümliches System anzuwenden; denn statt Gesanges hörte ich bloß wirres Geschrei, Quielen, Geficher und Getrampel. Endlich kam er schwitzend und triefend in meine Stube hereingestürzt.

„Herr Kübel,“ rief er, „leisten Sie mir Beistand in meiner Stunde! Spielen Sie auf dem Piano, damit Tact in die Sache kommt.“

Ich folgte ihm sofort in sein Local. Er hatte seine „Akademie“, wie er das Ding nannte, in einer alten Stube aufgeschlagen, deren Zustand schrecklich war, mich aber nicht sehr mehr befremdete. Ein Theil der Decke war herabgestürzt und lag in Trümmern auf dem Boden. Zerbrochne Fensterscheiben gab es nicht, weil die ganzen Fenster in den Garten hinabgefallen waren. An der Wand befand sich ein uraltes Clavier, das man wegen des übermäßigen Staubes, der es bedeckte, anzugreifen sich ekelte. Davor stand ein zer-

brochner Sessel, dessen Polster abgerissen war. Ich setzte mich an dieses Musikgerüst und merkte bei den ersten Griffen, daß eine Menge Tasten nicht anschlügen, weil die Saiten gesprungen waren. Der Italiener begann. Er hatte sich die schwierige Aufgabe gestellt, mit Schülerinnen, welche die Noten nicht konnten, einen Chor einzüben. Das war harte Arbeit! Er wollte erst die Stimmen einzeln vornehmen; aber das eine Mädchen weigerte sich durchaus zu singen, das andre stieß wahrhaft markerschütternde Töne aus, und die übrigen jagten einander inzwischen jubelnd und lachend in der Stube und auf dem Gange umher. So sehr ich auch die schwachen Kräfte des Pianos in Anspruch nahm, und so nachdrücklich Oliva seine Geige bearbeitete, es wollte kein Geschick in die Sache kommen. Ich stand daher auf, trat vor die jungen Damen hin und bemühte mich, ihnen einige Vorstellungen vom Tacte beizubringen. Sie nahmen meine wohlgemeinten Aeußerungen mit so herzlichem Richern auf, daß ich betroffen zu meinem Piano zurückkehren mußte. Jetzt gab der Italiener dem ganzen Chor das Zeichen zum Beginn. Geige und Piano thaten ihr Möglichstes; aber welches Schreien, Kreischen und Quieten! Ich dankte Gott, als dieser Strudel von Mistönen in ein Gelächter umsetzte, mit dem die ganze Damengesellschaft schließlich davonlief.

„Aber das ist ja entsetzlich!“ sagte ich zum Italiener. „Wie können Sie denn solchen Unfug dulden?“

„Ja, das ist einmal nicht anders,“ antwortete er, indem er etwas betreten seine Geige einpackte.

Ich merkte recht wohl, wie die Sache stand. Der Principal hatte uns keinen festen Gehalt, sondern zwei Drittel der Stundengelder von unsern Schülerinnen zugesichert, indem er das letzte Drittel für Kost und Logis selbst behalten wollte. Hätte man daher sein Ansehn als Lehrer geltend zu machen versucht, so wären die Schülerinnen weggeblieben, und der Lehrer hätte den Hauptverlust gehabt.

3. Wie es sonst im Institute zuging.

Der Italiener übergab mir seine Geige, um sie in unsre Stube zu tragen, weil er erst noch etwas besorgen wollte. Ich glaubte, er wolle auf die „Suche“ gehen; denn er hatte sich stark auf das „Finden“ gelegt. Er hatte nämlich Augen wie ein Luchs und durchstöberte nach Beendigung der Stunden alle Schullocalen und Wege, auf denen die Ladies gegangen waren, um aufzulesen, was sie etwa verloren hatten. Auf diese Weise trug er ein wie ein Hamster — Schleier, Taschentücher, Fächer, kurz alles nahm er an sich. Einmal brachte er sogar eine prächtige goldne Broche, die ein sehr reiches Mädchen verloren hatte. Während diese sich noch die Augen müde suchte, war die Broche längst in einem aufgestülpten Handschuh des Italieners geborgen. Damals war er jedoch beim Principale gewesen, um mit ihm Rücksprache zu neh-

men; denn dieser hatte ihm kurz vorher mitgetheilt, er werde wahrscheinlich auch im Spanischen Unterricht geben müssen, obwohl er davon keine Silbe verstand.

Als ich mit meiner Geige unsre Stube betrat, fand ich zu meinem Erstaunen Tom darin, der sich in meinem Frack ganz wohlgefällig beguckte. Tom war pechschwarz, aber sehr eitel und besonders stolz darauf, daß ihn der Principal nicht unter 1500 Dollars verkaufen wollte. Bisher schien ihm sein blauer Frack genügt zu haben, den er für alle Jahreszeiten einzurichten wußte. Denn im Sommer schlugte er der Kühlung wegen die Aermel auf, im Winter stickte er sie wieder zu. Er nahm sich daher ganz sonderbar aus, wenn er bisweilen im Garten ein Schwein, das Unheil stiftete, verfolgte und dabei die aufgeschlugten Aermel wie Flügel hinter ihm flatterten. Aber der Anblick unsrer schwarzen Fracks schien seinem Geschmacke eine andere Richtung gegeben zu haben, und er wollte uns durchaus einen abkaufen; wir konnten jedoch nicht handelseinig werden. Uebrigens stahl er wie ein Rabe. Streichhölzchen, Lichte, Tabak, Pfeifen und was ihm sonst erreichbar war, ging in seine Hände über. Dabei log er mit einer Ruhe, die wirklich imponiren konnte, wobei ihm freilich der Vortheil zu statten kam, daß er nicht roth werden konnte. Mir hatte er längere Zeit seine besondre Achtung zugewendet; denn ich hatte ihm einmal von den geretteten zwei Dollars einen Vierteldollar gegeben, und er schien zu glauben, daß er mich nunmehr als ebenbürtigen Gentleman ansehen müsse. Sonntags, wenn er sich gehörig angepuzt und sein Wollhaar in Zöpfchen geflochten hatte, bat er mich daher bisweilen, ihm zu gestatten, sich in unsrem zerbrochnen Spiegel zu besehen. Als er jedoch merkte, daß wir kein Geld mehr hatten — denn Poindexter gab uns niemals auch nur einen Cent, und wir mußten uns zehn Monate behelfen, ohne einen Cent in der Tasche zu haben — kurz, als er dies merkte, betrachtete er uns als Lumpe und wurde störrig. Gab ich ihm Kleider oder Wäsche, so nahm er sie geringschäßig und gewissermaßen gnadenweise an und schien nur eine noch geringere Meinung von mir zu bekommen. Jetzt machte er uns die Betten nicht mehr, brachte kein Wasser, wuschte die Stiefeln nicht undkehrte auch nicht mehr aus. Das Letztere war mir ganz besonders unangenehm. Die Schulstube der kleinen Mädchen war nämlich bloß durch einen Gang von unsrer Stube getrennt und wurde niemals ausgekehrt. Die kleinen Tagesschülerinnen brachten sich ihr Mittagessen in Blechbüchsen mit und warfen die Ueberbleibsel auf den Boden. Dadurch erzeugte sich ein sehr garstiger Schmutz in der Stube, der durch die Abfälle von den oft unsaubern Schuhen der Mädchen noch vermehrt wurde. Infolge dessen entstanden schrecklich viel Flöhe, und diese machten sehr bald Ausflüge in unsre Stube. Ich eilte daher in die Stadt, kaufte auf Borg einen Besen undkehrte beide Locale alle Sonnabende einmal gehörig aus. Tom, der mich einst

bei dieser Arbeit überraschte, fing nunmehr an, mich vollständig zu verachten, und wurde so ungezogen, daß wir ihn fortjagen mußten. Der Principal, bei dem wir uns beschwerten, hatte nicht den Muth, Tom zu züchtigen, und gab uns einen andern Neger Namens Meagher. Dieser hatte kurz vorher dem Gärtner 34 Dollars gestohlen und war entlaufen, aber durch Bluthunde aufgespürt und zurückgebracht worden. Bei ihm war also die größte Vorsicht nöthig. Er pflegte zu allem dummhörig „Ja“ zu sagen und das ihm Unbefohlene sehr häufig doch nicht zu machen. „Meagher, bring Holz!“ — „Ja.“ — „Meagher, warum hast Du das Holz nicht gebracht?“ — „Ja.“ — „Wenn Du es nun nicht gleich bringst, sagen wir es dem Principal.“ — „Ja.“ Aber das Holz kam nicht, und wenn es auch im Winter nicht sehr kalt war, so wehten doch im Januar, Februar und März rauhe Winde, und dann gab es bei den zerbrochenen Fenstern und bei den Löchern in den Wänden unsrer Stube einen ganz unerträglichen Zug. Wir mußten daher Holz stehlen und fielen ohne Weiteres über einen großen Haufen Kugholz her, das Poindexter für den Bau eines Gebäudes hatte zuhauen lassen. In Ermangelung einer Säge steckten wir große Stämme, die bis an die Stubenthür reichten, in den Ofen und schoben nach, je nachdem sie verbrannten. So halfen wir uns durch; Poindexter kam freilich sehr übel dabei weg.

Die Ladies schienen übrigens in dieser Beziehung noch schlechter gestellt zu sein, als wir; denn weder in ihrem großen Gesellschaftssaale, noch im Speisesalon, noch auch in den Räumen, in denen Musikstunden gegeben wurden, ward geheizt. Es kam daher nicht selten vor, daß die Mädchen nicht spielen konnten, weil ihnen die Finger zu steif waren. Daß sie sich diese Vernachlässigung ruhig gefallen ließen, wunderte mich nicht wenig von diesen anspruchsvollen Amerikanerinnen. Allein es gab hier noch seltsamere Dinge. In dem schon angeführten Aufsatz aus dem „Alabama Planter“ über das „Calhoun-Institut“ — dies war der Name der Schule — hatte ich nämlich unter Andreem Folgendes gefunden:

„Das Küchendepartement ist kein Hohn auf gutes Leben, wo verhungerte Schüler einander einen elend zubereiteten Bissen wegzuschnappen suchen, vielmehr frogt es vor Ueberfluß an Allem, was von dem umliegenden Lande oder in Mobile erlangt werden kann. Früchte, Gemüse, Fische, Austern u. s. w. kommen täglich per Eisenbahn von Mobile für das Wirthschaftsdepartement an. Die Vortheile eines guten Tisches in einem Dameninstitut wird jeder sehen; denn unsre Töchter werden so mit jener Lebensweise vertraut, die ein Erbrecht der Kinder unsres reichen und ergiebigen Südens ist.“

Darnach hätte man allerdings eine reichbesetzte Tafel erwarten können. Poindexter hatte aber die Sache einfacher eingerichtet. Zum Frühstück gab es eine Tasse schlechten Kaffee, glühend heiße Biscuits (eine Art Rundstück mit

blaßgebackner Kruste) und halbflüssige Butter. Ausnahmsweise kam auch ein Teller mit fettem Schinken für die Lehrer auf den Tisch, wovon der Principal zwei Drittel als seinen Antheil in Beschlag nahm. Zu Mittag hatten wir heiße Biscuits, verzweifelt fetten Schinken und süße, bisweilen auch gewöhnliche Kartoffeln, sehr selten noch ein andres Gemüse. Dann und wann erschien allerdings ein Truthahn; aber er wollte für die ganze Tischgesellschaft von etwa fünfzig Köpfen kaum ausreichen. Mitunter erfreute auch einmal ein Rinderbraten unsere Augen bei Tafel, der aber dann vier Tage nach einander auf den Tisch kam, so daß ihm zuletzt jedermann gram werden mußte. Abends gab es wieder eine Tasse schlechten Kaffee, heiße Biscuits und halbflüssige Butter. In den Monaten Februar und März waren wir aber zu Mittag lediglich auf fetten Schinken beschränkt, weil in dieser Zeit das Rindvieh in der ganzen weiten Umgegend so abgemagert war, daß es sich nicht zum Schlachten eignete. Man ließ es nämlich Sommer und Winter Tag und Nacht im Freien weiden und bekümmerte sich nicht im Geringsten um dasselbe. Im Januar und Februar erstarb die Vegetation, und das Vieh fand nichts mehr auf der Weide. Die Eigenthümer ließen es lieber fallen, als daß sie ihm zu solchen Zeiten etwas Futter gegeben hätten. So konnte es nicht anders kommen, als daß die armen Thiere zu Gerippen abmagerten und ganz kraftlos wurden. Ich habe gesehen, wie eine Kuh vor Hunger und Mattigkeit zusammenbrach und, da sie nicht wieder aufstehen konnte, von Negern auf die Beine gestellt und an eine Mauer gelehnt werden mußte, um nicht wieder umzufallen.

Die Damen schienen jedoch nicht über die Kost zu klagen. Sie konnten überhaupt einen tüchtigen Puff vertragen. Wenn es z. B. während der Schule heftig regnete, drang der Regen in Strömen in die Schulstube, und die Ladies mußten, bis auf die Haut durchnäßt, sich eiligst ins Hauptgebäude zurückziehen, das ungefähr 200 Schritt davon entfernt war. Auch das schienen sie ganz in der Ordnung zu finden. Alles das brachte mich auf den Gedanken, daß es in andern Instituten, deren es in der Umgegend wohl ein halb Duzend gab, auch nicht anders sein könne.

Im Uebrigen waren unsre Ladies zwar etwas wild, aber ungezwungene Naturkinder ohne Falsch, freilich auch ohne einen Begriff von Anstand und guter Lebensart. Sie besaßen eine gewisse Gutmüthigkeit und überließen sich ganz ihrer jeweiligen Stimmung, ihren Gefühlen und Neigungen. Ein großes neunzehnjähriges Mädchen konnte sich gleich hinsetzen und vor aller Welt laut schreien und weinen, wenn sie von ihrem Vater einen Brief erhielt, in welchem sie über die vielen Schulden, die sie im Orte gemacht hatte, Vorwürfe bekam. Die jungen Damen hielten nämlich sehr auf Puz und manche kleideten sich täglich dreimal in Seide um. Zur Zeit der Revivals, der Befehrungszeit gewisser Confessionen, z. B. der Methodisten, wo man hauptsächlich Convertiten zu

machen sucht, sprang eine erwachsene Schülerin, von ihren Gefühlen überwältigt, plötzlich in der Kirche empor, kreischte auf, warf sich dem Principale um den Hals und rief, er sei der beste Mann in der Welt und solle ihr die Sünden vergeben. Poindexter machte ein Gesicht wie ein Heiliger, und die Gemeinde war durch diesen Vorgang zu Thränen gerührt und glaubte, der heilige Geist sei über das Mädchen gekommen; sie hatte aber, wie ich später hörte, dasselbe Manöver schon viermal vorgenommen.

Unausstehlich und sehr wenig zu solchen Ungenirtheiten passend war dagegen eine gewisse zur Schau getragene Prüderie. Man sollte den Damen gegenüber das Wort „Bein“ (leg) und eine Menge andre Wörter nicht gebrauchen. Entfuhr mir bisweilen in den Stunden der Ausruf: „mein Gott!“ — so entsetzten sich die Mädchen und machten mir bittre Vorwürfe. Ja, als der Italiener einmal einer Schülerin aus der Grammatik die Frage: „Was macht Ihr Sohn?“ vorlegte, war das Mädchen ganz außer sich, beschwerte sich beim Principale und wollte keine Stunde mehr nehmen.

4. Wie meine Künstlerlaufbahn vor der Zeit ihre Endschafft erreichte.

Die Mädchen nahmen zwar Unterricht in den verschiedenartigsten Branchen und mußten dafür schweres Geld zahlen; mit dem Italiener und mit mir wollte es sich aber doch nicht machen. Ich hatte nur einige Schüler für Piano, er nur einige im Gesang und im Italienischen. Unfre Aussichten waren daher sehr trübe. Da schlug uns eines Tages zur Verbesserung unsrer Finanzen der Franzose vor, mit ihm in Gemeinschaft eine pomphafte Ankündigung im mæconer Wochenblatt zu erlassen, worin wir uns zum Unterricht in allen erdenkbaren menschlichen Wissenschaften und Künsten, insbesondre auch auf allen möglichen Instrumenten erbiethen sollten. Diese Ankündigung erschien, blieb aber erfolglos. Nur Monsieur Le Maire erhielt einen Schüler für Flöte, obwohl er dieses Instrument noch nie in seinem Leben angerührt hatte. Er gab auch wirklich seinem Zöglinge zwei Stunden, als sich das Blättchen plötzlich wendete.

Um Weihnachten entließ nämlich dem Franzosen seine Frau, weil der Arme bis über die Ohren in Schulden stak. Ihn hatte der Principal, um ihn fest zu machen, zum Ankauf eines Hausgrundstückes bestimmt; denn er war für Poindexter ein ganz vortrefflicher Lehrer. Ich habe Mädchen im Institute gesprochen, welche vier Jahre lang französischen Unterricht gehabt hatten und auf französisch noch nicht „Wie befinden Sie sich?“ sagen konnten. Leider wollte eine Geldsendung von 6000 Dollars, die er täglich aus Frankreich erwartete, noch immer nicht eingehen, und so hatte er auf die nicht unbeträchtlichen Kaufgelder noch keinen Dollar bezahlen können. Auch sonst hing er überall in der Stadt, und so war die Folge, daß gegen Neujahr hin auch er plötzlich unsichtbar wurde.

Noch tobte der Principal über diesen Vorfall, als ich schon in seiner Ex-

pedition erschien, um zu erfahren, was ich wohl an Geld nach Ablauf des Schuljahres zu erwarten habe, und um ihn zur Bewilligung einer gewissen Summe zu bestimmen. Ich wollte wissen, woran ich sei; denn ich hatte im Orte gar Manches gehört, was mir nicht gefiel, und das Entlaufen des Franzosen machte mich vollends bedenklich.

„Halten Sie mich für einen Betrüger?“ schrie er mich an, indem er seine gewaltige Faust dicht vor meiner Nase schwang.

Zum Glück war Sonntag; sonst hätte er wahrscheinlich gleich zugeschlagen. Er war groß und stark, ich klein; auch wußte ich, daß er sich bereits früher einmal mit einem deutschen Musiklehrer geprügelt hatte, wobei Stuhlbeine keine ganz unbedeutende Rolle gespielt haben sollten. Ein ähnlicher Kampf wäre ohne Zweifel zu meinem größten Nachtheil ausgefallen. Unter diesen Umständen setzte ich ihm die Ruhe des Weisen entgegen und brachte ihn auf diesem Wege wenigstens dahin, daß er mir nach Ablauf des Schuljahres die ärmliche Summe von 120 Dollars zu bezahlen versprach, während ich nach seinen Reden in Philadelphia mindestens das Sechsfache zusammenzuschlagen hoffen mußte.

Nun blühte der Weizen des Italieners, der eben erst dem Principal, seinen Zöglingen und dem ganzen guten Macon gegenüber in einer sehr bedenklichen Lage gewesen war. Kurz vor Neujahr wurde nämlich in der Militärhalle eine Abendgesellschaft veranstaltet, an der sich das Lehrer- und Schülerpersonal unsres Institutes theilnehmen sollte. Es kostete bloß fünf Dollars Eintrittsgeld, und dafür hatte man den Genuß eines Orchesters, das aus einem Regier bestand, welcher die Geige spielte; ferner hatte man zur Erfrischung heiße Biscuits, fetten Schinken, einige Orangen und Regenwasser. Der Italiener, der sich in seinen Vorstellungen über die Tafel getäuscht fand, eilte in seinem gerechten Zorn in eine Schnapschenke, um sich mit Whiskey zu beruhigen. Dies gelang, und in seiner rothigen Laune forderte er bei seiner Rückkehr in die Halle eine Negerin, die am Eingange stand, zum Tanz auf — ein äußerst bedenkliches Unterfangen. Um weitem Unannehmlichkeiten vorzubeugen, wurde Signor Oliva rasch ins Institut befördert. Der Morgen aber drohte Entsetzliches. Stumm, bleich und mit vor Aufregung bebenden Lippen saß der Principal beim Frühstück und beschied nach dessen Beendigung durch einen Wink den Missethäter in seine Expedition. Denn Oliva stand bereits wie ein Geächteter da; die Mädchen mieden ihn und wollten keine Stunden mehr bei ihm nehmen.

„Wenn es wahr ist,“ hatte der Principal zum Italiener gesagt, „daß Sie mit einer Sklavin haben tanzen wollen, so müssen Sie bei Nacht und Nebel das Weite suchen. Das ist ein Frevel an der guten Sitte, den Niemand verzeiht.“

Oliva legte sich aufs Lügeln und behauptete, daß man ihn mißverstanden

habe. Einige Bekannte in der Stadt, die durch das Verschwinden des Italieners ihre Forderungen eingebüßt hätten, traten als Zeugen zu seinen Gunsten auf, und so wurde endlich die Sache durch die Erklärung des Principales an die Zöglinge, daß bloß ein Mißverständniß vorliege, beigelegt.

Als der Italiener dieser Verlegenheit entgangen war, wußte er mich bei Seite und sich in des Franzosen Stelle einzuschieben. Er war auch geeigneter, in dessen Fußtapfen zu treten, als ich. Er hatte überhaupt schon das System des Franzosen im Italienischen eingeführt. Er lehrte nach Ollendorfs Grammatik, mit der bekanntlich ein Schlüssel (key) verbunden ist, in welchem die Aufgaben der Grammatik übersezt sind. Sollte nun ein Mädchen eine Aufgabe hersagen, so las sie dieselbe einfach aus dem Schlüssel ab. So ging die Sache ganz gut. Auch nahm er es mit dem Schulbesuch nicht sehr genau. Kam bloß ein Schüler, so lehrte er bloß einen; kamen deren zwei, so lehrte er zwei u. s. w. Auf diese Weise hatte er es in sechs Monaten so weit gebracht, daß die Mädchen noch nicht einmal die italienische Aussprache kannten und ihn baten, noch einmal von vorn anzufangen. Nur in einem Punkte war er empfindlich, wenn ihm nämlich die Singschülerinnen unbemerkt Papierstreifen ansteckten. Darüber gerieth er in die größte Wuth und wollte mehrmals keine Stunden mehr geben.

Nunmehr war er allerdings besser gestellt; denn bei mir war es noch immer nicht zum Zeichnen und Malen gekommen. Dagegen erschien zwischen Weihnachten und Ostern eine junge Amerikanerin, um Unterricht in der Delmalerei zu geben. Sie verstand ihr Fach freilich ganz anders, als ich, d. h. sie brachte eine Menge halbfertige Delgemälde mit, die mit ihrer Beihilfe von den Zöglingen rasch vollendet wurden. Es waren freilich elende Pinselereien; indessen konnten doch die Mädchen etwas aufzeigen.

Plötzlich erhielt das einförmige Schulleben einen gewissen Aufschwung. Ende März begannen bereits die Vorbereitungen für das große Examen, das Ende Juni stattfinden sollte. Der Prinzipal wollte die diesjährige Prüfung äußerst großartig machen. Die Musik hatte die Hauptrolle. Es sollten Musikstücke gleichzeitig auf drei Instrumenten unter Begleitung der großen und kleinen Trommel aufgeführt werden. Die Ladies sollten deutsche, französische, italienische und spanische Lieder theils declamiren, theils singen; denn es mußte dem Publicum der Beweis geliefert werden, daß Poindexters junge Damen aller dieser Sprachen mächtig seien. Ueberdies sollten mehre Redner von nah und fern verschrieben werden, um dem Ganzen die rechte Weihe zu geben. Thalberg war daher den ganzen Tag eifrig beschäftigt, Tact zu stampfen, um die großen Musikstücke einzuüben. Ich mußte natürlich auch das Meinige thun, stieß aber unverhofft auf eine Klippe. Ich hatte ein hübsches Schwesternpaar zu Schülerinnen bekommen und wollte mit ihnen ein vierhändiges Stück für

das Examen einüben. Die jüngste Schwester, die etwa elf Jahre alt war, weigerte sich jedoch, mit ihrer Schwester im Examen vierhändig zu spielen.

„Aber Sie müssen!“ sagte ich.

„Und ich will nicht!“ erwiderte sie.

„So muß ich es dem Prinzipal sagen.“

„Das ist mir ganz gleich; ich mache mir gar nichts aus dem Prinzipale!“

Ihre Weigerung blieb jedoch ohne weitere Folgen; denn es trat plötzlich im Schulleben eine neue Phase ein: Ende Mai starben unerwartet zwei Kostgängerinnen ganz rasch nach einander. Die übrigen wurden ängstlich, fürchteten den Ausbruch einer ansteckenden Krankheit im Institute und fingen an, nach Hause zu reisen. Poindexter machte verzweifelte Anstrengungen, um die Mädchen zu halten, denn ihm war es um sein Examen zu thun; aber die Ladies gingen, und bald waren nur noch einige der entfernter wohnenden da. An das Examen war nun nicht mehr zu denken, und der Unterricht wurde eingestellt. Wir packten unsere Koffer, um jederzeit reisefertig zu sein; aber die Abreise verzögerte sich volle vierzehn Tage. Nun, wo ich die Bücher eingepackt hatte und nicht mehr studiren konnte, fühlte ich erst, was es zu bedeuten hatte, zehn Monate in diesem Institute auszuhalten, wenn man sich nicht zu beschäftigen wußte. Jetzt konnte ich es dem Italiener nicht mehr verdenken, daß er sich bisweilen wegen der schrecklichen Langeweile allen Ernstes hatte entleiben wollen; denn man hatte auch nicht die geringste Unterhaltung. Spazieren gehen konnte man nicht, weil die Gegend zu trostlos und die Wege zu sandig und staubig waren. Die Stadt war keines Besuches werth, und überdies waren die Menschen in der derselben sowie in der ganzen Umgegend äußerst ungesellig. Es waren meist Leute, die sich mit nichts als Glück emporgearbeitet und dabei ein unangenehm dünelhaftes Wesen angenommen hatten. So gingen wir denn früh zu dem unerquicklichen Frühstück, legten uns dann aufs Bett und rauchten Tabak. Dasselbe geschah, wenn wir von dem kläglichen Mittagessen oder von dem elenden Abendbrote kamen. Einige Unterhaltung boten mir jetzt noch die Schulbücher, über welche ich eine genaue Mustrung hielt. Da fielen mir freilich absonderliche Sachen in die Hände. Die Mädchen trieben stark Lateinisch und machten sich fast ohne alle Vorkenntniß gleich an den Virgil und an Ciceros Reden. Aber ich fand einen Virgil, der in völlig regelrechte Prosa umgeschrieben und so eingerichtet war, daß auf eine Zeile lateinischen Text stets eine Zeile englische Uebersetzung folgte. Die catilinarischen Reden waren mit Anmerkungen so gespickt, daß sie jede deutsche Eselsbrücke meilenweit hinter sich ließen. Die „philosophischen“ Werke, z. B. Naturphilosophie, Moralphilosophie, die Geschichtsbücher u. dgl. waren an den Rändern mit den Fragen versehen, die der Lehrer stellen sollte. Man sieht, alles war höchst praktisch eingerichtet.

Nur ein einziges Mal wurde die Einförmigkeit des Schullebens unterbrochen. Es kam nämlich gegen die Mitte des Juni ein Indianerstamm, Männer, Weiber und Kinder, im Ganzen etwa vierzig Köpfe, in Macon an, um eine Vorstellung im indianischen Ballspiel zu geben. Die Männer waren kräftig, muskulös, ungemein geschmeidig und gewandt, die Frauen kümmerlich, gedrückt, schmutzig, blaß und klein. Für die Vorstellung hatten sie eine weite Ebene gewählt, die im Halbkreis von Wald umschlossen war. In bedeutender Entfernung von einander waren je zwei lange Stangen im Boden befestigt, die je $1\frac{1}{2}$ bis 2 Zoll von einander standen. Durch diese Lücke zwischen je zwei Stangen mußte der Ball geschleudert werden. Die Indianer, Männer und Knaben, trugen bloß einen Schurz und theilten sich in zwei Parteien. Jeder Mann hatte in der rechten Hand einen Stab, der in eine Art Rößel auslief, mit welchem sie den Ball aufzunehmen suchten. Im Rößel wurde dann der Ball mit einem Stabe, den jeder in der linken Hand hatte, festgehalten. Hatte Einer den Ball so gefaßt, so suchte er ihn durch die Lücke zwischen den Stangen zu schleudern; aber das war nicht so leicht. Wurde nämlich der Ball ausgeworfen, so gab es ein buntes Gewimmel. Jeder suchte ihn aufzugabeln und wurde dabei vom Gegner gestört. Hatte Einer den Ball glücklich aufgeschnappt, so mußte er schleunigst davonlaufen, um ihn abzuschleudern zu können. Aber beim Abschleudern schlug ihm sehr häufig einer von der Gegenpartei, der ihm hart auf den Fersen war, auf den Rößel, und der Ball fiel zu Boden. Hatte aber Einer einen kleinen Vorsprung vor seinem Verfolger erlangt, so drehte er sich plötzlich um und schleuderte mit erstaunlicher Sicherheit den Ball aus beträchtlicher Entfernung durch die schmale Lücke zwischen den Stangen. Konnte er gar nicht zum Schleudern kommen, so schnellte er den Ball tief hinein in den Wald. Und nun die Indianerknaben! Schnellfüßig wie Rehe jagten sie durch Gestrüpp und Gebüsch, über Stock und Stein ins Gehölz und warfen nach kurzer Zeit den Ball wieder unter die Spielenden. Die Partei, welche den Ball, ich glaube, funfzehnmal zwischen den Stangen hindurchgeschleudert hatte, war Sieger. Die drückende Hitze schien diese Leute, die sich stundenlang entblößten Hauptes im Freien umherjagten, gar nicht zu kümmern. Von den Zuschauern erhoben sie einen halben Dollar Eintrittsgeld.

Einige Tage nach dieser Vorstellung eröffnete uns Poindexter, daß wir abreisen könnten. Ich ließ mir den ärmlichen Ertrag meiner Stunden auszahlen, berichtigte in der Stadt meine Schulden, setzte mich auf den Dampfwagen und hatte den trübseligen Ort bald aus den Augen verloren.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moriz Busch.

Verlag von F. A. Herbig. — Druck von C. C. Elbert in Leipzig.